

NINA BLAZON

*Die
Königs-
malerin*

Ravensburger

Impressum

Als Ravensburger E-Book erschienen 2010

Die Print-Ausgabe erschien 2008 im Ravensburger
Buchverlag Otto Maier GmbH

© 2008 Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH

ich sie in dem Bild, das sie in jener Nacht mit Worten für mich gemalt hat: Sie tanzt mit Luca auf ihrer eigenen Hochzeit, den Myrtenkranz auf dem Kopf, ihr blondes Haar fliegt bei jeder Drehung durch die Luft, und sie lacht.

Bernardino Campi freute sich am meisten von allen, mich nach den Tagen der Krankheit wiederzusehen. Auch seine Frau– eine rundliche, lebhaftige Dame, die uns liebte wie eigene Töchter– umarmte mich herzlich und führte mich sofort in die Küche, wo bereits die Töpfe mit kochendem Leim und Öl auf dem Herd standen. Auf dem Tisch wartete ein Teller mit Schmalzgebäck auf uns– große, goldbraune Taler, die mit Nussplittern bestreut waren. Es roch süß nach Honig und Zimt, und auch ätherisch und scharf nach dem heißen Leinöl im Topf.

»Iss, damit du wieder lachst und kräftig wirst!«, forderte Signora Campi mich mit einem liebevollen Zwinkern auf.
»Denn du wirst eine Menge aufholen müssen.«

»Allerdings!«, erklang die tiefe, immer etwas atemlose Stimme von Bernardino Campi. Unser Zeichenlehrer war in die Küche getreten und griff sogleich nach dem Schmalzgebäck. »Los, los, Beeilung, Mädchen!«, sagte er und biss herzhaft in einen Taler. »Rein in die Malerkittel! Ihr werdet heute schwarzes Öl verarbeiten.«

Wer Campi nicht kannte, musste ihn für einen strengen Mann halten. In seinem schwarzen Malerkittel mit den langen Ärmeln wirkte er ernsthaft und asketisch wie ein Geistlicher, und sein scharf geschnittenes Gesicht verstärkte diesen Eindruck noch. Doch düster war Campi nur dann, wenn er einen Pinsel in der Hand hielt.

»Schon wieder Öl?«, rief Elena. »Wann lernen wir denn endlich, Kleider und Hautfarben zu malen?«

»Ungeduldig, schöne Elena?«, fragte Campi und zog verschmitzt die linke Braue hoch. »Der größte Teil der Malerei ist Handwerk, ein kleiner Teil nur Kunst. Die wahre Kunst, die du aber zuallererst noch erlernen musst, ist, dich in Geduld zu üben!«

Mit diesen Worten trat er zu einem Topf mit Leinöl. Später würde er es mit Wacholderharz vermengen und Knoblauch und Lavendelöl hinzufügen. Das Gemisch würde der Schlussfirnis für ein Ölbild sein, eine glasklare, glatte Schicht, die dem Schutz der Farben diene.

Elena zog eine Schnute und biss missmutig in ihr Gebäck, doch ich musste plötzlich lächeln. Nach den vergangenen Tagen tat es unendlich gut, sich wenigstens für einige Stunden in die vertraute Welt von Farben und Firnis flüchten zu können. Im Gegensatz zu Elena liebte ich das Handwerk, das nötig war, um den Malgrund und die Ölfarben zu bereiten. So ungeduldig ich auch sonst war, hier brachte ich mühelos die Geduld auf, die Meister Campi forderte. Ich liebte die Vormittage in der Küche zwischen Eisentöpfen und Bronzefpfannen und staunte immer wieder, wie aus Stücken von getrocknetem Kaninchenleder Leim entstand. Vorsichtig strich ich Tag für Tag viele dünne Schichten von diesem Leim und dazu Kreide auf die Leinwand, um einen guten, weißen Malgrund zu schaffen.

Ebenso viel Freude bereitete es mir, Pinsel aus Eichhörnchenhaar und Schweineborsten zu binden oder die Farben zu reiben und zu mischen. Meister Campi lehrte uns, welche Farben trocken und welche mit Wasser zerrieben werden mussten und welches Öl man benutzte, um das Pigment danach mit Wachsen, Harzen und einer Beize aus Alaun zu einer Ölfarbe zu mischen. »Zur Herstellung heller Farben eignet sich nur gebleichtes Öl«, betonte Campi an diesem Tag. »Aber für Schwarz könnt ihr auch das dunkle Walnussöl nehmen.«

Erst nach dem Mittagessen durften wir uns in das Atelier im ersten Stock setzen und unsere Zeichenkohle und die Griffel aus Blei und gehämmertem Zinn zur Hand nehmen.

In der Küche war es mir gelungen, die Augen von Maria Fogliami für kurze Zeit zu vergessen, doch nun, als ich die Zeichenkohle in der Hand hielt, kehrte sie zu mir zurück, so deutlich, als würde ihr Schatten auf mein Papier fallen.

Meine linke Hand zitterte, als ich die Kohle zum ersten Strich ansetzte.

In den folgenden Wochen zeichnete ich mindestens hundert Skizzen von ihrem Gesicht. Doch jede einzelne dieser Studien erschien mir misslungen, auch wenn Campi meinen Sinn für Proportionen lobte. Es gelang mir nicht, den geheimnisvollen Blick der Verzweifelten zu ergründen, und auf dem Papier war er mir sogar vollkommen fremd.

»Schon wieder eines deiner traurigen Porträts!«, rief meine Mutter jedes Mal entsetzt aus, wenn sie meine unzähligen Skizzen betrachtete.

»Es ist ein schönes Bildnis der trauernden Muttergottes«, erklärte Campi daraufhin mit einem Lächeln, nicht ahnend, wie nahe er mit dieser Vermutung der Wahrheit kam.

»Sofonisba lernt gerade, verschiedene Gefühle und Regungen naturgetreu zu zeichnen, Signora. Und die Trauer ist eines der wichtigsten Gefühle– kein Maler kann auf sie verzichten. Wenn Sofonisba einmal die Leidensgeschichte Jesu oder eine Pietà malen will, wird ihr diese Übung gute Dienste leisten.«

Heute gibt es keinen Fürsten, der meine Kunstfertigkeit bei der Darstellung von Gesichtern und Gefühlsregungen nicht in den Himmel loben würde. Doch wie verbissen ich mich auch bemühte, Maria Fogliamis Geheimnis blieb mir verborgen. Und ich ahnte damals nicht, dass ich es erst einige Jahre später ergründen würde, ganz unerwartet, in einer Zeit, die als die glücklichste in meinem Leben begann.

Das Leben ging weiter, doch die Alpträume vom *Torrizzo* blieben unverändert. Ich hielt mich immer noch an das Versprechen, das ich meiner Mutter gegeben hatte, ging geduldig neben der schnaufenden Bartola her, die Elena und mich tagesin, tagaus zu unserem Malunterricht bei Meister Campi begleitete, und lief nicht mehr fort, um den Markt und die Straßen zu erkunden. Stattdessen übte ich nachmittags Musikstücke am Clavicord und las meinen jüngeren Schwestern aus den Büchern griechischer Dichter

vor. Ich unterhielt mich sogar höflich lächelnd mit der grässlichen Katharina Gonzaga und knickste so tief, dass ich am Knie die Kälte des Winterbodens spüren konnte.

Winter und Frühling gingen vorüber und ein früher Sommer ließ das Land und die Weinberge leuchten. Und mit der Sonne und Wärme kam auch immer öfter ein ganz neuer Gast in die Nähe unseres Hauses. Luca.

Erst waren es Konfekt und andere Geschenke, die die Diener der Andreolis uns Mädchen mit einem Gruß überbrachten, dann wurde mein Vater zur Jagd eingeladen. Ich beobachtete Luca aus den Augenwinkeln, wenn wir in der Kirche saßen, während er sich alle Mühe gab, ebenso unauffällig meine Schwester zu betrachten. Und wann immer ich den Blick zu Elena wandte, die scheinbar mit großem Interesse im Gebetbuch las, begriff ich, wie Recht meine Mutter gehabt hatte: Wir wurden beide erwachsen. Elena war ein Jahr jünger als ich, aber wenn sie sich mit einer Geste, halb Verlegenheit, halb Spiel, eine Haarnadel aus ihrem Haar zog und wieder feststeckte, sah ich, dass sie kein Mädchen mehr war. Auch ich selbst bemerkte die Blicke der Männer– allen voran die des jungen Flavio Gonzaga– und es gefiel mir, wenn sie mir zulächelten und mich musterten wie ein besonders gelungenes Bild.

Als der Bote der Andreolis uns zum ersten Mal eine Einladung zu einem ihrer berühmten Sommerfeste brachte, tanzte Elena durch unser Schlafzimmer und warf sich überglücklich auf unser Bett.

»Ich habe es dir gesagt!«, rief sie. »Das ist ein Zeichen! Und du musst auch mit ihm tanzen, Sofonisba, sonst wird Mutter wieder misstrauisch. Sie bäugt mich schon in der Kirche wie ein Bussard die Beute.«

»Jetzt soll ich also auch noch mit deinem Galan tanzen!«, seufzte ich in gespielterm Ärger. Nie hätte ich zugegeben, wie sehr ich mich selbst auf den Tanz freute. »Was kommt als Nächstes? Muss ich ihn auch noch küssen, damit kein Verdacht auf dich fällt?« Elena lachte mich aus und warf mir

ein Kissen an den Kopf.

»Wag es nicht, Luca zu küssen, hörst du? Halte dich lieber an Flavio Gonzaga, mit dem spielst du doch ohnehin die ganze Zeit Schach, wenn wir dort zu Besuch sind.«

Zu meinem Ärger wurde ich rot. Halb wütend, halb lachend packte ich das Kissen und schmetterte es auf das Bett zurück. Das Haarband verrutschte, zwei Haarnadeln fielen auf die Decke. Im nächsten Augenblick lagen wir beide auf dem Bett und rangelten miteinander, wie es sich für junge Frauen unseres Standes ganz sicher nicht gehörte. Der Lärm schreckte die Bediensteten auf, kurze Zeit später hörten wir schon Schritte auf der Treppe.

»Mädchen!«, erscholl Bartolas Donnerstimme.

Bevor Elena vom Bett sprang, packte sie mein Handgelenk und zog mich zu sich heran. Ihre erhitzten Wangen leuchteten und ihre Augen hatten die Farbe eines tiefen Sees, auf dessen Grund sich Schätze verbargen. »Du tanzst mit Luca und fragst ihn aus, versprochen?«, flüsterte sie. »Ich will alles wissen, was du erfahren kannst! Und kein Wort zu den anderen, ja?«

»Das werden wir noch sehen, du verliebter Grashüpfer!«

An dem Abend, an dem wir zum Fest aufbrachen, hätte niemand, der uns sah, vermutet, dass wir etwas anderes waren als züchtige junge Frauen. Elena trug eine hellblaue Samtrobe, die ihre Augen gut zur Geltung brachte, für mich hatte unsere Mutter dagegen ein rostrotes Kleid gewählt. Die *Gamurrinas*– unsere mit Metallstäben verstärkten Westen– waren fester geschnürt denn je, die Ärmel lagen eng an und waren nur an den Schultern gebauscht. Weiße Hemden mit Spitzenkrägen bedeckten unser Dekolleté und gaben kein Stück Haut den Blicken preis. Die Garderobe war steif und schwer und ließ uns würdevoll wie echte Patrizierdamen auftreten.

Im Innenhof des geräumigen Stadthauses der Familie Andreoli befand sich ein kleiner *Giardino*– ein